

Draußen regnete es in Strömen, die Straßen waren menschenleer und tödliche Langeweile lag auf den Gesichtern, die man hier und da an den Fenstern sah.

Wie groß war daher meine Freude, als ich meinen Freund Arthur im Café „Zum alten Kurfürsten“ antraf; wir plauderten und vergnügten uns später damit, die Vorübergehenden zu betrachten, welche jetzt, da der Regen aufgehört, die breite Straße vor dem Fenster als Corridor benutzten.

Daß Arthur sein Augenmerk nur auf hübsche junge Damen richtete, war ich an ihm, dem man im Bureau den „Klientenrührer“ nannte, gewöhnt und war daher gar nicht überrascht, als er mich plötzlich fragte, wer die schlanke Brunette, die eben vorbeigekam, sei.

Ich konnte ihm leider die gewünschte Auskunft nicht geben. „Betrachten“, fuhr ich fort, betenne einmal offen und ehrlich, warum betrachtest Du nicht? Du wirst gewiß ein guter Schemmann werden und füllst Dich doch jetzt gar nicht zufrieden. Also beichte, warum betrachtest Du nicht?

Arthur entgegnete mit Pathos: „Warum wollte ich nicht? Ich wäre dann bereits sechs Jahre verheiratet!“

„Oho, das ist mir ja ganz neu, Du hast also schon einmal?“

„Einen Korb erhalten“, ergänzte er, „mein Lieber, hat mir damals recht wohl getan.“

„Über heute nicht mehr“, bemerkte ich, „jedes Jahr“, die hübsche Frau ist längst verheiratet.“

Arthur lächelte. „Du hast recht, diese Frau giebt kein Blut und übrigens ist es gut, daß es so ausgefallen. Ich glaube, der Hauptgrund meines schließlichen Lebenswandels ist — Ueberfluthung an Damenbekanntem; diese gefällt mir, jene aber auch; die Wahl lieber Freund, macht mir Dual. Ich weiß nicht, welche?“

„Allerdings ein böser Fall“, erwiderte ich nach einer Pause, aber lasse mich einmal Deine Bitte hören; Namen brauchst Du ja nicht dazu.“

„Nun also“, lachte er, da ist z. B. No. 1. Sehr hübsche 22-jährige Witwe, kinderlos mit viel Vermögen, kurzum, Partie comme il faut. Allerdings sehr temperamental, etwas reizbar, ein Gemisch von Launen und Stimmungen, dabei kann sie mich sehr gut lieben, aber — es wäre eine Lüge, wenn ich ihr sagen würde: „Gnädige Frau, ich liebe Sie.“ Mit einem Worte: Geliebter ohne Liebe — br.“

„No. 2. Junges hübsches Mädchen, geborene Erzieherin, sehr häuslich, gemüthvoll, aber leider — ohne Vermögen.“

„Das wäre kein Hinderniß“, meinte ich. „Mein“, meinte Arthur, „es wäre eine Liebesheirat — aber ich bin nicht verliebt.“

„No. 3. Siehe No. 2, vielleicht weniger häuslich und weniger hübsch, kein Vermögen, aber Lehrerin, verdient 100 Gulden monatlich und — ich hätte eine Mieser = Protection. Facit: Ver-nunft = Ehe.“

„Und der Pulschlag, wenn Du bei ihr bist“, fragte ich.

„Macht recht kommt No. 4: Sehr hübsch, auffallend sogar, aber — sie weiß es; jung, nicht sehr häuslich, dafür aber kein Vermögen. Festest jeden Mann, der ihr in die Nähe kommt und ist trotz ihrer 26 Jahre noch lebhaft, es geht bei keinem tief. Wenn ich bei ihr bin, verliere ich ein Gymnasium, geh ich weg — Feuer auch weg.“

„Verstehe“, lachte ich, also auch nichts. „Aber weißt Du, was ich an Deiner Stelle thäte?“

„Allen würde ich den Hof machen. Entweder spricht Dein Herz nach einer gewissen Zeit oder —“

„Ich bin dort, wo ich heute bin“, protestierte Arthur. „Aber wenn ich mich in alle drei verliebe, was dann?“

„Dann“, gab ich lachend zur Antwort, „heirate die Witwe.“

„Gut, ich will Deinen Rath befolgen.“

Monate vergingen, ohne daß wir uns sahen; ich und er waren durch Reisen verbunden und so trafen wir uns umso mehr, weil ich jetzt als ich eines Tages seine Verlobungsanzeige erhielt.

„Nun“, dachte ich, er scheint mir doch gefolgt zu sein. „Doch welche ist es?“

Ein beifolgender Briefklärte mich darüber auf:

„Lieber Freund! Wie Du siehst, bin ich Deinem weisen Rathe gefolgt und habe mich in Kyprien's Fesseln schlagen lassen, und wenn Du nun fragst, welche — so weißt Du: keine von jenen, aber eine, die besser, schöner und reicher ist als sie alle; ihr Herz allein, welches mich gekörnt, ist unerschütterlich. Zur Hochzeit muß Du bestimmt kommen!“

Dein glücklicher Arthur.“

— Der Galanteriebenedicten. Minna: „Du, Rie, warum tragen denn die Soldaten den Säbel allemal links?“ — Rie: „Na, weil doch rechts immer bei Damen gehen.“

— Und Pauline's Kof. Redakteur: „Um Gotteswillen, Johann, was ist Ihnen, haben Sie Gift genommen?“ — Johann: „Ach nein, Herr Doktor, aber ich habe den ganzen Inhalt vom Papierkorb gelesen.“

— Die Rablerin. „Haben Sie keine Angst, wenn Sie Rad fahren, meine Gnädige?“ — „Ich nicht, aber die Leute, die mir in den Weg kommen.“

— Auf der Brautschau. — Heirathsbeamtet (zur Frau des Hauses): „Gnädige Frau, mein Compliment! So gut habe ich schon lange nicht gesehen.“ — Der kleine Fritz: „Mir auch nicht!“

Die gute alte Zeit.

Von E. D.

Wir hatten, Frauen und Männer, die Sitzung eines Vereins abgehalten, der sich zur Aufgabe stellt, dem Wohle der schulentlassenen Jugend zu dienen. Nach geschäftlicher Arbeit sahen wir noch bei einem Glase Wein plaudernd zusammen und suchten ein Uebiges zu thun, im Anschluß an unsere Fürsorge für die Jugend die soziale Frage auch auf etwas weiterem Gebiete zu lösen. Wie ein Wort das andere gab, blühten wir nicht nur in die Zukunft, sondern auch in die Vergangenheit und die oft gehörte Behauptung wurde wieder laut, daß solche Zustände früher nicht vorgekommen seien, daß eine solche Verwahrlosung, Veralternheit, Unzuverlässigkeit, wie sie heutzutage die ärmeren Klassen erfüllen, nahezu unentraglich sei. Mit einem Wort, es wurde die gute alte Zeit gelobt.

Ich habe dergleichen Erörterungen so oft angehört und so oft vergänglich gegen diese Anschauung anzukämpfen gesucht, daß ich mich fast grundtätig an derartigen Debatten nicht beteilige. Diesmal war es eine Dame, der eine sehr offene Hand nachzurufen ist, die mich durch ihre naiven und gleichzeitig etwas anspruchsvollen Behauptungen über die gute alte Zeit reizte, aus meiner Zurückhaltung herauszutreten und ihr zu sagen, daß all die Mängel, die sie eben in Ansehung der Gegenwart beklagt hätte, in eben so hohem, wenn nicht in höherem Maße in den allerersten Jahrhunderten älterer Zeiten in ganz gleicher Art beobachtet worden seien. Wo immer prüfungsloses Almosengeben vorherrschte, wo die öffentlichen Behörden in den Bedürfnissen nur schädliche oder unnütze Glieder der Gesellschaft erblickten, wo äußere Motive an die Stelle der inneren, der Nachahmung, getreten seien, fanden sich ebenso viel Klagen über unersättliche Bettler, über Verwilderung und Zuchtlosigkeit der unteren Klassen, über Verwahrlosung u. s. w. Ja, man könne die ganz überraschende Wahrnehmung machen, daß das Zeitalter fast ohne Einfluß auf die Verhältnisse der Menschen zu einander bleibe. Immer verweise die lebende Generation auf die vorangegangene, in der so etwas nicht möglich war, und immer zeigt sich, daß wenn man im Uebrigen die Sitten und Gebräuche eines Zeitalters in Rechnung bringt — die Menschen überall innerlich dieselben geblieben sind. Ich behaupte sogar, daß keine Zeit planvoller, innerlich einbringender Fürsorge, als die der Gegenwart, zu persönlichen und finanziellen Opfern für die Bedürfnisse derer gewesen ist als unsere Zeit.

Da steht denn Behauptung gegen Behauptung, erwiderte die Dame, „Sie können es ebenso wenig beweisen wie ich.“

„Ich bitte sehr um Entschuldigung“, erwiderte ich, „ich kann es beweisen. Wollen Sie mit mir eine Weile eintreten?“

„Ja, dann werden Sie sich hinter Ihre gelehrten Bücher setzen und mit nach einigen Monaten eine Abhandlung präsentieren, in der Sie alles zusammengefaßt haben, was sich Uebles von allen Zeiten nur sagen läßt.“

„So langer Zeit bedarf ich durch-aus nicht, gnädige Frau. Ich bin bereit, Ihnen binnen einer Stunde den Nachweis zu liefern, ohne vieles Studium, lediglich durch Auszüge aus Büchern, die mir zufällig zur Hand find.“

Die übrige Gesellschaft hörte unseren Erörterungen aufmerksam zu, bis einer von ihnen den Gedanken aussprach, es wäre doch ganz hübsch, wenn diese Dame sich zu einer Gabe für den Verein verpflichtete, sofern ich den Nachweis in so kurzer Zeit zu führen im Stande wäre. Ich verpflichtete mich darauf freiwillig als Mannes Ehre, daß ich nicht mehr als eine Stunde auf die Arbeit verwenden und sie am nächsten Tage der Dame überreichen wollte.

Am nächsten Tage griff ich auf's Gerathewohl einige Werte über Armenwesen heraus, in denen ich auf Ausbeute hoffen konnte, doch überraschte es mich selbst, wie leicht ich der Aufgabe genügen konnte und wie zahlreich Zeugnisse schon bei flüchtigem Durchlesen sich mir zur Verfügung stellten. Auch für weitere Kreise werden diese Verurtheilungen von Interesse sein. Ich gebe dabei in absteigender Folge von unserer Zeit her an.

So schreibt Beiler in seinen Betrachtungen über Gemeindefürsorge und Gewerbenwesen 1831:

„Dahin gehören die Klagen in allen Ständen über zunehmende Nahrungslosigkeit, ein stich wachsender Andrang an öffentlichen Handwerksstellen, ohngeachtet so viele unter dem Schutze der neueren Gesetzgebung am Anstand gelangt sind, ein alle Erwerbsmittel weit überschreitender Luxus in den mittleren und unteren Klassen des Volkes, eine unangenehme Sittenlosigkeit der unteren Klassen des Volkes, namentlich des Gesindes, eine bedeutende Zunahme der Bettler und Landstreicher, eine beunruhigende Vermehrung der Polizeibestrafungen, der Vergehen und der Verbrechen, ohngeachtet überall eine wohl organisierte Genzarmerie oder anders benannte, zu demselben Zwecke errichtete Corps ohne Vergleich mehr die öffentliche Sicherheit leisten, als die früheren Einrichtungen; endlich ein allgemeines Unbehagen, eine laute Unzufriedenheit der Völker, die nahe daran sind, an Allem irre zu werden und an jeder Wendung zum Besseren zu verzweifeln. Diese Erscheinungen sind nicht neu, ihre Entstehung geht auf 20 bis 30 Jahre zurück, aber sie treten täglich entschiedener hervor und die Frage wird immer dringender: Was hat man gethan und was ist zu thun bei diesen geschichtlich beglaubigten Symptomen der Staatenauflosung?“

Glaubt man nicht ein Buch von heute zu lesen? Würde sich ein Schriftsteller unserer Tage anders ausdrücken? Und doch gab es damals noch keine Eisenbahnen, die große Mengen von Arbeitern vom äußersten Osten zum äußersten Westen in ebensoviele Stunden befördern, als früher Tage und Wochen dazu nötig waren; und doch war die Industrie noch weit entfernt davon, Großindustrie im heutigen Sinne zu sein. — Ersch. bemerkt in seinem Buch über das Breslauer Armenwesen 1823:

„In den neuesten Zeiten hat man besonders darüber geklagt, daß die Neigung zum Trunt und zu verwandten Genüssen, zum Tanz und zu anderen öffentlichen Lustbarkeiten bedeutend zugenommen habe. Die Klagen über schlechtes Gesinde hört man allgemein und immer die alten: Mangel an Anhänglichkeit an die Herrschaft, Untreue, Arbeitsfaulheit und Unverlässigkeit. Man bemerkt auch bei uns, wie jetzt in der Welt überhaupt, einen Geist des Egoismus und der Egoismus sucht ein Streben, um die eigene selbstliche — Grillen zu befriedigen und eine daher rührende Unnachlässigkeit gegen das Wohl Anderer, in selbst gegen öffentliche Verhältnisse, welche zu vielen Klagen Anlaß geben und das Gute und Sittliche mannigfach hemmen.“

Im 18. Jahrhundert läßt sich ein Berichterstatter über die Verhältnisse in der Schweiz dahin aus: „Auch die Diensthofen machen sehr große Ansprüche, die der Meister befriedigen muß, sonst laufen sie fort und wenden sich der Spinnerei und Weberei zu.“

Also auch schon damals die jetzt beobachtete und mit Recht als ein schwerer Mißstand betrachtete Neigung der Mädchen, die mit völliger Freiheit verbundene Thätigkeit als Fabrikarbeiterin einem Dienst vorzuziehen. Galt man noch ein Jahrhundert zurück, so findet man beispielsweise in der Schweizer Geschichte des bernischen Armenwesens eine große Anzahl von Nachrichten aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege ähnlicher Art. 1631 ließ der bernische Rath ein Schreiben verlesen, in dessen Einleitung es heißt:

„Es ist menschem bekannt und wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt, daß nunmehr ein Jeder zu Stadt und Land sich des Müßiggangs und Wäldes befleißigen will, obwohl er Lohnsperre und Grundbesitz halber sich und die Spinnen mit ehrlicher Handarbeit und dem Schweiß seines Angesichts nach dem Wort und Befehl Gottes wohl fürbringen und ernähren könnte. Aus demselben, als dem Hauptgrund des Unheils, fließen alle üble Früchte, als Raub, Mord, Diebstahl und Brand, Ueppigkeiten und Anderes mehr, was schwere Strafen Gottes nach sich zieht.“

In der Chronik des Bauers von Brecheshausen wird darüber geklagt, daß man je länger je mehr von der alten Einfachheit abgenommen sei und das Geld mit unnützen Dingen vergebte. „Man gab meistens von Wein wegen an Burgdorf, eilte noch an Langenthal und davon haben unsere Väter wenig genutzt: sie find ehe dafür dahin blieben und haben Weib und Kindern Hofen und Eßuh gegeben, oder neu Wäffern und Weyer gemacht, selbst die Hand an den Pflug gelegt, mit Säden und Mägen umgangen. Sind sie wohl gereift, so haben sie Spys zu sich genommen und das Geld gespart.“

In der Salzburger Chronik von Steinhausen vom Jahre 1587 findet sich folgende Stelle: „Der Bauer für sein Landest hat was er will — fützt Tag und Nacht beim Weib, singt, tarzelt und spielt — mag Wehren, Spiel und lange Messer tragen — hat seine Lust an köstlichen überflüssigen Mahlzeiten — absonderlich bei Tobenmetzen und Kirchweih etc.“ — Das gemeine Volk ist ziemlich hoffärtig, trägt gern kostliche Kleider mit Gold, Silber und Seiden geziert. So oft eine neue Manier in Kleidung oder sonst aufkommt, so meint Jeder, er muß sie zuerst haben; das Bauernvolk, Weib und Mann, Junges und Altes, alle sind in Sammet und Seide, wie solche vorher in der alten Welt für Ritter und Frauen genugsam gewesen. Die Leute des kleinen Landes sind grimmig und unerbittlich — die Bauern noch mehr denn die Städter — dem Trunt gar sehr ergeben — wird kein Handel ohne Wein geschlossen, da sie sich den vollen Wein Gottes vergeffen, seinen heiligen Namen unehren und zuletzt Hündel und Streit anfangen.“

Und der Reformator Zwingli spricht aus, indem er an die Zeit der Vorväter erinnert: „Sie haben sich mit laurer Arbeit ernährt; es wird jetzt Niemand thun und man läßt das Land verwildern und muß liegen, weil man keine Arbeiter hat, wiewohl Väter genug und das Erdreich gut ist. Vor der Einnahme führt auch zum Müßiggang und ist doch die Arbeit ein gutes göttliches Ding, daß sie vor Laster schützt und die Krankheiten des Leibes verzeht und ihr die Frucht, immer noch gut ist.“

Und wiederum ein Jahrhundert früher enthält die Schilderung der Wiener Zustände am Ende des 15. Jahrhunderts von einem Zeitgenossen folgenden Paßus:

„Das Volk ist ganz fleischlichen Lüsten ergeben und was die Woche über mit schwerer Arbeit verdient, ist das wird am Feiertage alles verzehret und ein verschlemmtes wüßtes Wesseln. Die Reichen Dienen sich eine große Eder, und eine Frau hat selten an einem Manne genug. Kommen die Ebeln zu den Bürgern, so bringen diese ihre Frauen zu ihnen in Heimlichkeit; haben sie den Wein aufgetragen, so gehen die Bürger aus dem Hause und weichen den Ebeln. Viele Ebeler nehmen Männer ohne Wissen ihrer Väter, und die Wittwen verheirathen sich nach ihren Lüsten während des Trauerjahres. In der Stadt sind wenige Leute, von deren Uirgropater die Nachbarschaft etwas weiß; alte Gesichter sind sehr selten. Die reichen Kaufleute, wenn sie alt geworden, nehmen ihre Mägen zu Frauen, die sie bald als Wittwen hinterlassen, diese heirathen dann ihre Hausknechte, mit denen sie schon vorher Ehebruch getrieben, so daß, wer gekümmert am war, heute leicht wird und es dann bald ebenso macht. Man sagt auch, daß diese Frauen ihre Männer, wenn sie ihrer überdrüssig geworden, mit Gift aus dem Wege räumen. Auch ist bekannt, daß viele Bürger auf Anstiften ihrer Frauen von Ebeln erschlagen werden, mit denen sie bei Hofe geübt.“

Ich hatte die vorstehenden Stellen fälschlich abgeschrieben und zum Trost noch zwei Aeußerungen hinzugefügt, die Ebeln und Huber an Stellen, wo sie über diese Dinge berichten, aussprechen. Der gemüthvolle Ebel sagt in der eben erwähnten Arbeit im Jahre 1823: „Der Trunt also, in seiner Zeit die moralische Uebel vollstommen entwickelt und ausgebildet, in der Vergangenheit aber mit dem sanften und milden Dämmerlichte der vorchristlichen Zeit zu erbliden, liegt ebenso in der Natur des menschlichen Geistes, als in ihm der Keim der Hoffnung für ein besseres Leben fest begründet erscheint.“ Und der treffliche Huber bemerkt in einem sehr lehrreichen Aufsatz, den er „Die gute alte Zeit“ überschrieben hat: „So sehr entbehrt in der That jener rückwärts gewendete Optimismus in seiner allgemeineren und triebaleren Form und Haltung jeder historischen Begründung, daß es nicht befremden kann, wenn man in den geistig und wissenschaftlich höheren Regionen sich um eine andere Fassung und deren bessere Begründung bemüht.“

So ausgerüstet, begab ich mich zu der befreundeten Dame, die sich nunmehr als Befestigt erklärte.

Sonne.

Von Theodor Aepke.

Durch die kleinen Fenster des Kellerscheiters sieht ein blaßes, mageres Kindergesicht mit großen, weiten Augen hinaus auf den Hof.

Große Mauern ringsum. Grau, düster steigen sie aus der Tagesdämmerung, die an ihrem Fuße zwischen ihnen sich ausbreitet, auf, haufen, schieben bis in den blauen, sonnigen Himmel hinein. Ein stiller, heiserer Schall haftet der Luft des Kindes an den Sonnenstrahlen, die an der Dachrinne hängen, und wandern hinauf nach dem kleinen Stück klaren, blauen Himmels, der wie ein fernes Paradies, unerreichbar hoch, über dem düsteren Hofe leuchtet.

Eine schwere Krankheit lag hinter dem Kinde, einem Mädchen von etwa zwölf Jahren. Mit Wille war es dem Tode entronnen.

„Das Kind muß hinaus in frische Luft, in die Sonne“, hatte der Doktor geäußert zur Mutter gesagt.

„Ach Gott, ja!“ erwiderte die Mutter. „Wenn wir nur fort könnten! Der Vater ist die ganze Woche in der Fabrik, und ich hab' hier die Kinder zu versorgen.“

„Ach, mein Gott, ja!“ Und die Mutter hatte mit der harten, schweißigen Hand täglich die blaßen, schmerzlichen Wangen der Kleinen gestreichelt. „Es hat mir schon so brav helfen können in der Arbeit, das Mariannchen!“

Dann hatte sie den Pöpel der blauen Schürze an die Lippen geführt und still vor sich hingelächelt.

„Haben Sie schon den Versuch gemacht, ob es unter die kleinen Feriencolonisten aufgenommen werden könnte?“ meinte der Doktor.

„Mein Mann ist selber beim Lehrer gewesen, aber es hieß, weil voriges Jahr vier unser Wilhelms mitbrachte, wird's nichts sein.“

„Traurig!“ Und damit war der Arzt gegangen.

Draußen vor der Stadt, inmitten eines großen, herrlichen Gartens lag die Villa eines reichen Mannes.

Aus einem der großen, hohen Zimmer, die zu ebener Erde lagen, konnte man durch eine Thür direkt ins Freie treten. Die Flügelthüren waren weit geöffnet, so daß die warme, sonnige Luft in mächtigen Wogen hereinfluthete in das Gemach.

Drinnen saß in halbliegender Stellung auf einem Divan ein Kind, ein Mädchen. Auf der weichen, kostbaren Decke, welche die zarte Gestalt leicht bedeckte, lagen die Arme, müde ausgestreckt, an den kleinen, blauen Händen schimmerten die blauen Adern. Die Augen waren hinausgerichtet durch die offenen Thüren auf die blühenden Blumenbeete, auf den leise plätschernden Springbrunnen, und sie schweiften hinüber bis zu den hohen Platanen an Rande des smaragdgrünen Rasens.

Neben dem Aufseher lag auf einem chinesischen Gartenstuhl eine Dame, die Mutter des Kindes. Mit zärtlicher Freude ruhte ihr Blick auf dem Kinde. Ach, manche Träne hatte sie vergossen in den vergangenen Tagen und Wochen, mancher Seufzer, manches stille Gebet war dem angstvollen Mutterherzen entflohen; denn ihr Liebling war krank gewesen, schwerkrank!

„Gnädige Frau, der Herr Doktor!“ Der Arzt trat ein.

Die Frau des Hauses erhob sich und reichte ihm die Hand. Man merkte an den Beiden an, daß sie gemeinsame

Sorge und Mühe getragen; auch das Mädchen wandte mit müdem Lächeln ihren feinen Kopf nach dem Arzte hin, welcher einen raschen, prüfenden Blick über das Gesicht warf, auf dem eine nicht befriedigte und sagte: „Alles gut!“ In die offene Thür tretend und mit einem wohlgefälligen Blick das grüne, kleine Paradies draußen überfliegend, fuhr er fort: „Das ist noch die einzige Medizin, die ich zu verschreiben habe, gnädige Frau, — wirklich eine herrliche, prächtige Luft!“ Ein tiefer Athemzug hob seine Brust.

In vierzehn Tagen werden Sie die Reise nach dem Seebad antreten können.“

Die Mutter warf einen Blick von ihrem Glid hinüber zu dem Kinde.

„Ich bin so glücklich nach diesen Wochen der Angst“, sagte sie dann, „ich möchte meine Dankbarkeit in irgend einer Weise kundgeben, vielleicht helfen Sie mir?“

Von Herrn gern, meine gnädige Frau, fiel rasch der Arzt ein, und ich bin in der Lage, Ihnen sofort einen Vorschlag machen zu können. Ich habe eine kleine Patientin in dem Alter Ihrer Tochter, ein Kind armer, braver Leute. Es ist mir gelungen, die kleine durchzubringen, mit vieler Mühe, ob aber für immer? Denken Sie sich eine kleine, fiennole Kellervorhang! Auf der haubigen, belebten Straße und in dem düsteren Hofe, in dem der Ruf aus den Schenken der neben Hausbraten unaufhörlich niederfällt.

Da, das ist keine Lust, in der sich die Recrudescenz der Trägheit fände. Wenn das Kind auf einige Wochen einmal auf's Land gehen könnte, wo leicht mit den Feriencolonisten, dann wäre es gerettet.“

„Das Kind soll reisen, lieber Herr Doktor“, erwiderte die Dame. „Ich frage mich, helfen zu können! Mir ist, als müßte ich nun an der Wiedergewinnung meines Kindes doppelte Freude empfinden.“

Noch immer schlief das Kind am Fenster seiner dunklen Stube, als der menschenfreundliche Arzt eintrat. Er kam er näher und blühte die Schlafende an; auf dem Gesicht — der Kopf lag auf einem der Kissen — glänzte der Wiederschein eines heimlichen Glückes.

„Marianne!“ rief er leise. „Ach, erwiderte sie das Kind auf, mit weiten Augen blühte es auf.“

„Du hast wohl schön geträumt?“ fragte der Arzt.

Da senkte es sich wie eine Wolke über die Augen. Ein schmerzlicher Schmerz griff ihr an das kleine Herz, schluchzte sie hervor: „Ach, so schön, so schön! ... Von einer grünen Wiese ... und Blumen ... und dem Walde ...“

„Märrisch, kleines Ding!“ schaltete der Doktor. „Das sollst Du alles haben!“

Die Mutter trat ein, und nun erzählte der Arzt, was ihn heute hergeführt.

Da floßen Freudentränen, und Dankesworte wurden laut, von kleinen, rammeinen Lippen. Und als er sich entfernt hatte, blieb im Stübchen und in den Herzen goldener Sonnenschein zurück.

Im Berliner Damen-Club

(Auf dem Balkon vor dem Rauchzimmer. Englische Radnadel. Frau Agnes, schlank, blond, blaue Augen, etwa 28 Jahre, spielt mit Frau Meta, etwa 30 Jahre alt, sehr brünett, unruhige schwarze Augen, nervös. 10 Uhr Abends.)

Meta: „Je marque le roi — a propos, wissen Sie eine gute Köchin? Meine geht zum Ersten.“

Agnes: „Nein, meine Liebe. Darum kümmert sich mein Mann. Ich verheiß nichts dem Zarten. Ich habe, Gott sei Dank, andere Interessen.“

Meta: „Sie Glücklich! Denken Sie — ich muß sogar das Menu machen. Rächert! Was ich heute trotz aller Schritten und Artikel manche Männer immer noch unter dem Begriff „Ehe“ vorstellen, das ist komisch. Denken Sie sich, neulich hat Fritz von seiner Frau verlangt, daß sie ihre Kleider selber baden sollte!“

(Beide brechen in ein herzliches Lachen aus.)

Agnes: „Und was hat sie darauf geantwortet?“

Meta: „Sie hat ihm am nächsten Tage ein Exemplar von Zola's „Nora“ auf den Nachtschiff gelegt und den Schlaf blau angeflücht — das hat gewirkt! ... Je propose.“

Agnes: „Jouez, s'il vous plait.“

Meta: „Bitte, hier! Haben Sie immer solches Glück?“

Agnes: „Geh, selten. Mich verfolgt das Pech im Spiel. Neulich habe ich mich mit 300 Mark angelassen. Sie geben.“

Meta: „Die Cigaretten taugen nichts. Viel zu leicht. (Sie läßt den Rauch durch das Naschen gehen.) Ich muß mir doch meine eigenen mitbringen. (Eine Clubdinerin überreicht ihr einen Brief.) Von meinem Mann! Er war im Theater und erwartet mich bei Silber.“

(Sie wendet sich zur Clubdinerin.) Sagen Sie dem Voken, ich werde in einer halben Stunde dort sein. (Zu Agnes.) Also, wenn Sie wollen, die letzten fünf Partien.“

Agnes: „Gern. Ich habe noch ein Stündchen Zeit. Mein Gott! Ich mit meinen Brüdern im Wintergarten.“

Meta: „Also — unter Aussicht!“

Agnes: „Nie ohne dieses! Jetzt, wo wir den Club haben, ist doppelte Aufmerksamkeit am Plage. Die Männer schlagen zu leicht über die Stränge, wenn man die Randarte nicht fest in der Hand behält. Der König! Aus!“

Meta (gerührt): „Das mit dem König.“

Eine Gabe.

nig umdrehen“ scheinen Sie aber wirklich geübt zu haben.“

Agnes: „Was wollen Sie damit sagen? Glauben Sie vielleicht, daß ich...“

Meta (befriedigt): „Gar nichts, gar nichts glaube ich; aber mein Pech schreit zum Himmel. Wollen wir die nächste Partie doppelt spielen?“

Agnes: „Ich denke gar nicht daran! Ich bin ja keine Spielerin. Nur immer solide. Wir wollen hier kein wüßes Zeug einführen. Das widerspricht den edlen Zielen der Frauenbewegung. Solche Sachen wie mit Frau Doctor Bertha dürfen nicht wieder vorkommen.“

Meta: „Was ist denn passiert?“

Agnes: „Sie ist einfach ausgeblieben und hat nicht bezahlt. Jetzt hängt sie im Konferenzzimmer am schwarzen Brett. Morgen ist Sitzung des Ehrenraths.“

Meta: „Ahnen Sie, wie das Urtheil ausfallen wird?“

Agnes: „Voraussichtlich wird sie in Anbetracht ihrer Jugend und Unerfahrenheit — sie ist erst 21 Jahre alt — auf 6 Monate vom Rauchzimmer ausgeschlossen werden.“

Meta: „Armes Ding!“

Agnes (strenge): „Ihr Mitleid ist nicht am Plage. Wir müssen gerade jetzt, wo wir noch für die Emancipation der Frau kämpfen, eine Verirrung doppelt streng ahnen. ... Jouez — s'il vous plait — drei Points für mich.“

Meta (sieht nach der Uhr): „Eigentlich muß ich aufhören. Mein Mann wartet.“

Agnes: „Lassen Sie ihn warten. Haben Sie nicht oft genug auf ihn gewartet? Darin liegt ja auch eine erzieherische Seite unseres Unternehmens.“

Meta: „Wie sind Sie übrigens mit der neuen Gouvernante Ihrer Kinder zufrieden?“

Agnes: „Danke — eine ausgezeichnete Person! Sie spielt Poker wie eine Amerikanerin und ist eine abgelebte Freundin von Stiderei und Handarbeit. Kuchen und Süßigkeiten behandelt sie mit souveräner Verachtung und in ihren Musestunden tauft sie englische Thonpfeife!“

Meta: „Das ist auch sehr gesund. Ich kann leider nur Cigaretten rauchen.“

Agnes: „Ja, wir haben leider zu spät angefangen, unsere Lebensweise in zeitgemäßer Weise umzugestalten. Aber unsern Kindern werden alle Segnungen zu Theil werden.“

(Die Clubdinerin erscheint wieder und meldet, daß der Portier von Silber bitten läßt, Frau Meta möchte gleich hinüberkommen, das Souper sei servirt.)

Meta (seufzend): „Ja, meine Liebe, da ist für mich heute an Heranzutommen nicht mehr zu denken. (Sie geht 80 Mark.) Ehe hat eben auch — ihre Pflichten. Adieu!“

Agnes: „Adieu! ... (Sie zündet sich eine frische Cigarette an.) ... Es ist elf Uhr vorbei. Der Wintergarten muß längst aus sein. Mein Mann wollte mich doch abholen. ... Alibi: Es ist fünf Minuten vor zwölf. ... Es sollte er etwa? ... Eiferfucht! Pui, Agnes, schäme Dich, wie unmodern man doch manchmal sein kann. Am besten ist es — ich warre noch ein halbes Stündchen, und ich er dann nicht hier — so fahre ich eben nach Hause.“

(Sie klingelt, die Clubdinerin fragt nach ihren Befehlen.)

„Bitte einen Cognac.“

„Ich werde ja hinter seine Schliche kommen. Dahinter steht etwas wie Männeretro, er ist ein entschiedener Gegner des Damen = Clubs, und will vielleicht seine frivole Denkwiese in Thalen umgehen? Gehen nach dem Essen hat er heimlich mit meinen Brüder getuschelt. Jetzt wird mir alles klar! ... Es soll am Ende eine „Männerbewegung“ in's Leben gerufen werden, um unsere heilige Sache zu bekämpfen.“

Sommerfeld.

Von Paul Kaiser.

Nun freit in voller Herrlichkeit Der Sommer auf den Thron, Da wird das Herz des Menschen weit Zu neuem Jubelton.

Auf blauer See und grünem Feld Liegt goldner Sonnenglanz, Es steht geschmückt die heil'ge Welt Im vollen Rosentanz.

Schon lange blüht der Alpenhirt Vom Berge die Schalmel, Weil's auf der Alpe Sommer wird, Ihr Städter, kommt herbei!

Schon lange weht mit starker Kraft Der Sommerwind am Meer, Die Ihr Euch müde habt geschafft, Wohlan, kommt her, kommt her!

Schon lange blüht's, bergauf, bergab, Es singt und klingt im Reid, Reht in die Hand den Wandersack, Reht in den Mund ein Lied!

Und singt im Wald und Sonnenstrahl Und singt am Berg und Meer, Auf Blumenflor und Wiesenthal Dem höchsten Lob und Ehr!

— Vorsichtig. Mutter: „Wie, soviel hast Du Dich schon mit dem jungen Mann eingelassen, daß Du zusammen Euren Namen in den Baum eingeschrieben hast?“ — Tochter: „Beurtheile Dich, Mama, es ist ja der alte Baum, den Papa diesen Herbst umhauen lassen will!“

— Der kleine Schlaupf. — Märchen: „Mama, wenn Carl Zahnschmerzen hat, gehst Du doch zum Zahnarzt mit ihm und läßt den Zahn füllen?“ — Mama: „Zahnobst, Märchen.“ — Märchen: „Ich habe jetzt Magenweh, Mama, wollen wir nicht zum Conditior gehen?“